

ANDREAS
IZQUIERDO



NIEMALS GEHT
MAN SO GANZ

Ein Trauerredner ermittelt

DUMONT

ANDREAS IZQUIERDO

NIEMALS GEHT MAN SO GANZ

**ANDREAS
IZQUIERDO**

**NIEMALS GEHT MAN
SO GANZ**

Ein Trauerredner
ermittelt

DUMONT

1. Auflage 2026

© 2026 DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln, info@dumont-buchverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Umschlaggestaltung: Lübbke Naumann Thoben, Köln

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Baskerville URW

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7558-0012-5

www.dumont-buchverlag.de

»Manche Toten wollen nicht ruhen.
Und manche Lebende lassen sie nicht gehen.«

Es war fast Mitternacht, als Mads die Frau am Rand der Welt entdeckte.

Sie stand am Ende eines Stegs, der sich rund hundert Meter weit in die Förde streckte, einem Horizont entgegen, der im Hochsommer niemals richtig dunkel wurde. Hinter ihr der kleine, geschwungene Strand mit den jetzt abgeschlossenen Strandkörben, den verlassenen Cafés und der menschenleeren Promenade. Über allem das schnee-weiße Strandhotel, in dessen Sprossenfenstern und Spitzgiebeln hier und da das weiche Zimmerlicht der Schlaflosen schimmerte.

Vor ihr das Wasser.

Der Wind war aufgefrischt, die See kabbelig; in der Luft das Rauschen der Brandung und der Geschmack von Abschied und Eisen.

Vermutlich wäre sie jemand anderem gar nicht aufgefallen, aber wer wie Mads der Trauer und dem Schmerz in allen Formen und Farben begegnet war, der spürte instinktiv, dass diese Frau müde war vom Kampf gegen eine Welt, die sie nicht mehr wollte.

Mads rief nach Bobby, die zwischen Felsen und Böschung herumstromerte und der Grund dafür war, dass er um diese Zeit hier draußen herum trottete, denn Bobby hatte nicht nur ihren eigenen Rhythmus, sondern auch ein sagenhaftes Talent, zur Unzeit zu *müssen*. Widerwillig folgte sie ihm auf die Seebrücke. Anfangs noch breit und aus massivem Beton, eingerahmt von zarten Geländern, an deren Pfosten kleine Lampen Lichtkegel auf den Boden malten, verjüngte sie sich am Ende zu einem schmaleren Holzsteg, der über dem nachtschwarzen Wasser schwerelos zu sein schien. Am Ende der Brücke knatterte an einem schmalen Mast eine kleine Deutschlandfahne im steifen Fördewind.

Mads fragte sich, wie er die Frau ansprechen konnte, ohne sie zu erschrecken, als Bobby plötzlich vorpreschte, sich vor ihre Füße setzte und neugierig zu ihr aufblickte. Was erstaunlich war, denn seit Bobby das erste Mal läufig geworden war, reagierte sie auf alle weiblichen Wesen gleich: Sie knurrte sie eifersüchtig an, wenn sie Mads zu nahe kamen. Die Frau schien die kleine Malteserhündin erst nicht zu bemerken, sah dann aber doch zu ihr hinab.

»Guten Abend!«, sagte Mads freundlich.

Es war, als hätte sie ihn nicht gehört, dann aber drehte sie sich um. Sie wirkte benommen, fast schon desorientiert.

»Ist kühl geworden«, versuchte er es mit etwas Unverfänglichem.

Sie mochte Mitte dreißig sein, das Gesicht blass, ungeschminkt, braune Haare, vom Wind ein wenig zerzaust. Die Augen dunkel, die Pupillen weder unnatürlich verengt noch geweitet, was Mads hoffen ließ, dass sie nichts eingenommen hatte.

»Ich kann Ihnen mein Jackett anbieten, wenn Sie wollen?«, fragte Mads.

Sie starrte ihn an.

Mads kannte diesen Blick von Hinterbliebenen. Wer Abschied von einem geliebten Menschen nehmen musste, dessen Augen und Ohren waren betäubt vom Leid, weil die Antworten fehlten.

»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?«, fragte Mads.

»Nein«, antwortete sie so leise, dass es beinahe von einer Böe fortgeweht worden wäre.

»Nehmen Sie mein Jackett ...«, sagte Mads.

Er legte es ihr über die Schultern. Sie ließ ihn teilnahmslos gewähren.

»Wie heißen Sie?«, fragte Mads.

Sie blickte ihn fragend an.

»Ich heiße Mads«, antwortete er und zeigte dann auf seinen Hund.

»Das ist Bobby.«

Die saß immer noch zu ihren Füßen und blickte aufmerksam zu der Frau hinauf.

»Wissen Sie, was?«, schlug Mads vor. »Was halten Sie davon, wenn wir Sie nach Hause bringen?«

Wieder dieses verständnislose Starren.

»Nach Hause ...« Sie sagte es so, als ob sie keines hätte. Wie jemand, der am Ende eines langen Weges angekommen ist und keine Kraft mehr hat umzukehren.

»Haben Sie keine Angst«, sagte Mads. »Ich helfe Ihnen.«

Und mit einem Mal schien sie ihn wirklich zu *sehen*. Für den Bruchteil einer Sekunde umspielte sogar ein kleines Lächeln ihre Mundwinkel.

»Es gibt dich ja wirklich!«, stellte sie erstaunt fest.

Mads lächelte. »Na ja, ich bin hier, nicht wahr?«

»Du bist der Grenzhüter«, antwortete sie.

Mads versuchte, sich seine Verwirrung nicht anmerken zu lassen. Er hatte Kontakt zu ihr, das wollte er nicht aufs Spiel setzen.

»Ich bin der Grenzhüter«, bestätigte er daher.

Sie nickte. »*Kein Sturm zerreißt, was er bewacht. Er trägt die Seelen durch die Nacht.* Tilly hat es die ganze Zeit gewusst!«

Natürlich fragte sich Mads, wer Tilly sein mochte, beschloss aber, das Spiel mitzuspielen, in der Hoffnung, sie von diesem Steg zu führen und in ärztliche Obhut zu übergeben.

»Tilly hat es gewusst«, wiederholte Mads bestimmt.

»Geh zu ihr, bitte!«, drängte sie.

»Warum gehen wir nicht zusammen?«, fragte Mads zurück.

»Versprich es!«

»Ich verspreche es!«

Sie schien beruhigt.

Dann aber sah sie erschrocken an ihm vorbei, den Steg hinunter.
»Sie sind da!«

Mads drehte sich um, doch er nahm keinen Menschen wahr. Nur die Brücke und den Strand, an dem kleine Wellen brachen und ausliefen. Und ein weitgehend schlafendes Sandwieg.

Plötzlich schlug Bobby an.

Mads wirbelte herum, sah sein Jackett auf dem Boden und die Frau auf dem Geländer: Sie hielt sich mit einer Hand am Fahnenmast fest und sprang dann ohne weiteres Zögern ins Wasser. Mads stürzte vor, blickte hinab in eine schwarze See und sah, wie weiße Bläschen von der Stelle aufstiegen, wo die Frau ins Wasser gesprungen war.

Er kletterte ebenfalls auf das Geländer und sprang kopfüber hinterher. Bobby bellte wie verrückt, die Vorderläufe gegen den Stegstrand gestemmt, den Kopf über das Wasser gebeugt.

Unter Wasser ruderte Mads nach allen Seiten, in der Hoffnung, etwas zu fassen zu bekommen. Seine Augen brannten, sehen konnte er so gut wie nichts. Sein Körper wiegte sich in der unruhigen See, wie in Zeitlupe griffen seine Arme in die Dunkelheit, bereit, alles festzuhalten, was sie berührten.

Aber sie berührten nichts.

Nach fast einer Minute tauchte er mit stechender Lunge wieder auf und blickte hektisch um sich: Die Frau war verschwunden. Sie wollte sterben, das wusste er.

Mads holte erneut Luft und tauchte ab: Und er würde vielleicht nur noch einen Versuch haben, sie lebend zu finden.

Nur einen.

TILLY

2

Taucher fanden sie am frühen Morgen.

Mads war in der Nacht wider besseres Wissen noch viele Male untergetaucht, aber irgendwann hatten ihn die Kräfte verlassen, so dass er an den Steg zurückgeschwommen war und sein Handy aus der Anzugjacke gezogen hatte. Er rief Feuerwehr und Wasserpolizei an, die rasch vor Ort waren.

Man wartete bis zum Morgengrauen und schickte erst dann Taucher ins Wasser, bis einer von ihnen ein Zeichen gab, dass er etwas entdeckt hatte. Sie brachten sie an Land, wo Mads ihr in das nasse schneeweiße Gesicht sah.

Der Atem endete, die Welt blieb gleich.

Mit einem Nicken gab er den Beamten zu verstehen, dass er sie wiedererkannte. Der Strand und die Cafés waren in der Zwischenzeit weiträumig abgesperrt worden. Trotz der frühen Stunde drängten sich Schaulustige gegen die weiß-roten Flatterbänder und wurden von Uniformierten mehr als einmal ermahnt, nicht zu filmen oder zu fotografieren, was die meisten ignorierten, obwohl es von ihrer Warte aus so gut wie nichts zu sehen gab.

Erst als der Leichenwagen heranrollte, wandten sie sich vom Strand ab. Aus dem schwarzgrauen Kastenwagen stiegen Fiete und der stille Herr Barnardy. Sie liefen auf Mads zu und begrüßten ihn. Bobby sprang an ihnen hoch und ließ sich von beiden die Ohren kraulen.

»Was ist passiert?«, fragte Fiete und richtete sich wieder auf.

»Suizid«, antwortete Mads knapp.

Fiete nickte mitfühlend. Dann fragte er: »Wo ist sie?«

Mads zeigte zu einer Stelle, die hinter Steg und Strandkörben schwer einzusehen war. Die Kollegen von der Spurensicherung wa-

ren bereits eingetroffen, hatten Fotos von der Leiche gemacht und waren jetzt auf der Brücke zugange, wo sie unter der Deutschlandfahne Beweise sicherten. Auf den Holzplanken suchten sie nach Anhaltspunkten, die sich möglicherweise mit Mads' Aussage nicht deckten. Sie hatten keinen Anlass, ihm nicht zu glauben, dennoch gingen sie ihrer Arbeit gewissenhaft nach.

Fiete und der stille Herr Barnardy holten die Bahre aus dem Wagen, legten einen Leichensack obenauf und mühten sich durch den Sand nach vorne. Sie würden die Frau in die Rechtsmedizin nach Kiel fahren.

Ein Zivilauto hielt vor dem Absperrband. Mills stieg aus und zeigte den Uniformierten ihren Dienstausweis. Mads blickte auf die Uhr, es war mittlerweile sieben.

Mills kam auf Mads zu und gab ihm die Hand. »Nicht du schon wieder«, sagte sie.

Bobby knurrte sie böse an.

»Ich kann nichts dafür«, gab Mads zurück.

Bobby knurrte noch lauter.

Mills sah zu ihr hinab und sagte: »Schon gut, ich nehm ihn nicht fest! Also vorerst.«

Sie spielte auf den Tod Patricks Schulzes vor ein paar Monaten an, bei dem Mads sie kennengelernt und nicht nur viel Zeit auf der Polizeiwache verbracht hatte, sondern auch hatte feststellen dürfen, warum *Mills kills* bei der Kripo in Flensburg ein geflügelter Begriff war.

Dann ließ sie sich von Mads das Gespräch mit der Toten beschreiben. Er erzählte Mills alles, auch dass die Frau ihn mit einem Trick abgelenkt hatte, um ins Wasser zu springen.

»Du hast es versucht«, stellte Mills nüchtern fest.

»Hat nichts genützt. Wisst ihr, wer sie war?«

»Ja, die Spurensicherung hat eine Tasche vorne am Strand gefunden. Sie hat sie wohl weggeworfen, bevor sie ins Wasser gegangen ist.«

»Touristin?«

»Nein«, sagte Mills bestimmt.

Mads hatte gehofft, dass Mills ihm den Namen verraten würde, aber das tat sie nicht.

Sie schien jedoch seine Gedanken lesen zu können, denn sie kniff skeptisch die Augen zusammen. »Du hältst dich da raus!«

»Wer sagt denn ...?«

»Ich meine es ernst, Mads.«

Er winkte ab. »Schon gut.«

Sie blickte ihn noch einen Moment misstrauisch an, dann wandte sie sich ab und eilte davon.

Mads sah zu, wie Mills hinter der Brücke verschwand und zwei Minuten später wieder auftauchte. Sie nickte Fiete zu, der darauf wartete, dass sie die Leiche zum Abtransport freigab. Dann kletterte sie auf die Brücke und marschierte zu den Kollegen der Spurensicherung.

Mads wartete am Leichenwagen, bis Fiete und Herr Barnardy die Bahre auf ein Schienengestell gehievt, die Frau im verschlossenen Leichensack ins Innere geschoben und die Heckklappe geschlossen hatten. Der stille Herr Barnardy setzte sich auf den Fahrersitz und zog die Tür hinter sich zu, während Fiete sich unauffällig nach allen Seiten umsah und sich direkt neben Mads stellte.

Er flüsterte: »Ich kenne diese Frau.«

Mads sah ihn überrascht an. »Woher?«

»Sie war bei uns. Im Institut. Vor einer Woche.«

»Warum?«, fragte Mads.

»Sie wollte ihren Tod regeln.«

»Wie meinst du das?«

»Sie hat sich einen Sarg ausgesucht. Hat mit mir über eine Grabstelle auf dem Glücksburger Friedhof gesprochen. Über einen Grabstein, eine Grableuchte, Kränze, Gestecke. Über alles, was man braucht, wenn man stirbt.«

Mads runzelte die Stirn. »Und das fandest du nicht komisch?«

Fiete schüttelte den Kopf. »Viele Todgeweihte kommen zu uns.«

Mads schwieg und dachte über Fietes Worte nach.

»Auch junge Menschen können krank werden und sterben.«

Mads atmete tief durch und nickte. Sie wusste, dass sie sterben würde, und wollte ihrem Schicksal zuvorkommen.

»Hast du ihren Namen?«, fragte Mads.

Fiete sah sich wieder verstohlen um. »Anna Schmidt. Glücksburger Straße 8.«

»Hat sie Angehörige?«

»Nein. Obwohl, warte ...«

»Also doch?«

»Ich glaube, sie hat eine kleine Tochter. Marina oder ... Mathilda.«

Tilly.

3

Er beschloss, sich nicht rauszuhalten.

Weniger aus einem kindischen Impuls heraus, sich mit Mills anzulegen, als vielmehr aus tiefem Mitgefühl für ein Mädchen, das noch nicht wusste, dass es keine Mutter mehr hatte. Das kam ihm zu bekannt vor. Denn vor zwanzig Jahren war er selbst eines Tages aufgewacht und hatte keine Mutter mehr gehabt.

Damals hatten ihn sein Vater und seine Geschwister angelogen, hatten ihn alle in ein verklärtes Märchen entlassen, weil ihnen die Wirklichkeit zu grausam erschienen war. Was niemand bedacht hatte, war, dass Märchen nur umso grausamer wurden, wenn sie eines Tages am scharfen Felsen der Wahrheit zerschellten.

So fuhr er den kurzen Weg von Glücksburg nach Rüde und parkte seinen alten Benz an der Glücksburger Straße, von wo ihm die wenigen Schritte zum Haus Nummer acht immer schwerer wurden. Als versänke er langsam in tiefer werdendem Morast. Wie sollte er dem Mädchen begegnen? Was konnte er tun, um es ihr leichter zu machen? Denn bald schon würden Polizei und Jugendamt an ihrer Haustür klingeln, um ihre Welt mit Erwachsenenbeinen zu zertrampeln.

Er trat in einen wild wuchernden Vorgarten mit hohen Hecken und Sträuchern, der ein rotes Backsteinhaus mit blauen Fensterrahmen fast schon verdeckte. Ein paar Schritte vor der ebenfalls blauen Haustür blieb er stehen, Bobby an seiner Seite, und versuchte, seine Gedanken zu ordnen: Was sollte er sagen? Wie sollte er es sagen? War er wirklich die richtige Person, um Tilly diese Nachricht zu übermitteln? Sollte er erst mal nach Hause gehen und etwas Schlaf nachholen?

Er starrte auf die Tür, als diese plötzlich aufflog und ein Mädchen barfuß und im Pyjama vor ihm stand, vielleicht acht oder neun Jahre alt, mit dünnen blonden Zöpfen und einer Brille mit dicken Gläsern. Sie wirkte hellwach und grinste so breit, dass man ein paar Lücken sehen konnte, wo sich gerade bleibende Zähne durchkämpften.

»Darf ich den streicheln?«, fragte sie.

Als ob Bobby es verstanden hätte, hüpfte sie dem Mädchen entgegen, das sich gleich hinsetzte, um die kleine Malteserdame in die Arme zu nehmen. Bobby leckte dem Mädchen übers Gesicht, was Tilly begeistert aufschreien ließ: »Niiicht! Iii!«

Sie war völlig eingenommen von Bobby und schien vergessen zu haben, dass Mads immer noch vor ihr stand.

»Wie heißt er denn?«, fragte sie schließlich.

»Bobby.«

»Bobby!«, rief sie begeistert. »Ich heiße Tilly! Bobby und Tilly!« Bobby bellte vergnügt.

»Wollen wir Freunde sein, Bobby?«

Wieder ein Bellen.

Dann wandte sie sich Mads zu. »Kann er noch ein bisschen bleiben, bis meine Mama zurück ist? Und können wir dann Gassi gehen?«

Mads nickte. »Klar ...«

Sie strahlte. »Hast du gehört, Bobby? Wenn Mama vom Bäcker kommt, dann gehts los!«

Mads sah die Freude in ihren Augen, hörte die Unbeschwertheit in ihrer Stimme, während sie Bobby an sich drückte und ihr einen Schmatzer auf den Kopf gab. Da war nichts als Glück. So vollkommen, wie es nur Kinder empfinden konnten.

Mads räusperte sich: »Darf ich mich ein wenig zu dir setzen?«

Für einen Moment flackerte Misstrauen hinter ihren dicken Brillengläsern auf. »Mama sagt, ich darf nicht mit fremden Männern sprechen.«

»Da hat sie recht«, gab Mads zurück.

»Kennst du meine Mama?«, fragte sie.

»Ein wenig.«

»Und wie heißt du?«

»Mads.«

Sie nickte und schob grinsend ihre Brille hoch. »Dann kennen wir uns ja jetzt.«

Mads lächelte ebenfalls und setzte sich neben sie auf die Treppstufe. Die Morgensonne schien ihnen ins Gesicht, Vögel zwitscherten um die Wette, der Himmel war strahlend blau. Ein Sommertag, wie er schöner nicht beginnen konnte. Für Tilly würde es bald der schlimmste ihres Lebens werden, und Mads konnte nichts dagegen tun.

»Ist er ein Mädchen oder ein Junge?«, fragte Tilly.

Mads blickte zu Bobby und sagte: »Ein Mädchen.«

Tilly drückte Bobby so fest an sich, dass ihr Unterkörper in der Luft schwebte, während Kopf und Schultern gegen Tillys Wangen gepresst wurden. »Sie ist so süß!«

Ein Auto fuhr heran.

Mads hielt die Luft an und atmete erleichtert aus, als es am Haus vorbeifuhr.

Sie würden bald kommen und Tilly mitnehmen. Das Haus mit den blauen Fenstern wäre dann leer. Und würde es auch bleiben.

»Weißt du, Tilly«, begann Mads vorsichtig. »Deine Mama hat mir was Eigenartiges gesagt ...«

»Was denn?« Tilly hielt den Kopf schief und blickte Mads fragend an.

»Sie sagte, dass ich der Grenzhüter bin.«

Tilly machte ein staunendes Gesicht. »*Du* bist der Grenzhüter?«

Mads zuckte die Schultern. »Das hat sie gesagt. Ich weiß aber nicht, was das bedeutet.«

Tilly ließ Bobby los und sprang auf. »Warte!«

Sie lief eilig ins Haus und kehrte nach einer Minute zurück. In der Hand hielt sie ein Kartendeck, das mit allerlei Ranken und Schnörkeln kunstvoll verziert war. Sie setzte sich wieder neben Mads, schob

die Karten auseinander und suchte nach einer bestimmten. Alle Karten bildeten Kunstfiguren ab, die mit einem Paarreim beschrieben wurden.

Schließlich fand sie die Karte und hielt sie Mads entgegen: ein geheimnisvoller, vielleicht auch etwas bedrohlich aussehender Mann, dessen halbes Gesicht von einer großen Kapuze verdeckt war. Eine Mischung aus Mönch und Meuchelmörder.

»Das ist der Grenzhüter!«, sagte sie und gab ihm die Spielkarte.

Er betrachtete sie und las die schwungvolle Schrift unter der Abbildung: *Kein Sturm zerreißt, was er bewacht. Er trägt die Seelen durch die Nacht.*

»Er sieht böse aus«, sagte Mads.

Tilly sah ihn empört an. »Der ist doch nicht böse!«

»Nein?«, fragte Mads.

»Nein. Er ist der Grenzhüter. Er beschützt die guten Seelen.«

»Und was ist mit den bösen Seelen?«

»Die lässt er zurück. Die dürfen nicht mit über die Grenze.«

Mads nickte.

Noch ein Auto.

Wieder fuhr es vorbei.

Wieder ein paar Sekunden gewonnen.

Tilly betrachtete ihn aufmerksam. »Und Mama hat wirklich gesagt, dass du der Grenzhüter bist?«

»Ja«, antwortete Mads bedrückt.

Sie war neugierig ohne Furcht, ohne Vorurteil.

Dann nickte sie. »Ich glaube auch, dass du der Grenzhüter bist.«

Sie steckte die Karte ins Deck und brachte das Spiel zurück ins Haus. Währenddessen saß Mads auf der Stufe und bemerkte, dass Bobby ihn anstarrte.

»Ich weiß«, flüsterte Mads ihr zu.

Tilly kehrte zurück, setzte sich wieder neben Mads. Sie blickte wie Mads in den Vorgarten, offenbar den eigenen Gedanken nachhngend.

Ahnte sie etwas?

Erneut waren Motorengeräusche zu hören. Doch diesmal rauschte das Auto nicht vorbei, sondern hielt vor den großen Büschen des Vorgartens. Dahinter ein zweites Auto. Türen fielen knallend ins Schloss, gedämpfte Stimmen. Mads konnte zwischen den Blättern Schatten sehen und schloss die Augen: Sie waren da.

Als Mads aufblickte, standen zwei Polizisten und zwei Frauen in Zivil vor dem Gartentürchen. Nur zögernd traten sie ein. Ihre Schatten erreichten sie zuerst, die Sonne verschwand hinter ihren Rücken. Graue Gesichter blickten auf sie hinab. Eine Stille wie vor einem Urteilsspruch.

Eine der Frauen trat vor und fragte: »Bist du Mathilda?« Sie bemühte sich um Freundlichkeit und strahlte Ruhe aus, aber ihre Augen verrieten, dass sie mit der Botschaft rang, die sie zu überbringen hatte.

Bobby sprang auf und knurrte sie an.

»Gehören Sie zur Familie?«, fragte einer der Polizisten Mads.

Er schüttelte den Kopf.

Der Polizist zögerte mit dem nächsten Satz, aber Mads wusste auch so, was er ihm mitteilen wollte. Langsam stand er auf, Tilly tat es ihm gleich.

Bobby bellte auch den Polizisten wütend an.

Mads beugte sich zu Tilly hinab: »Ich muss jetzt gehen, Tilly.«

»Wo ist meine Mama?«

Er konnte sehen, wie sich hinter ihren dicken Gläsern Tränen sammelten.

»Ich muss ...«, sagte Mads hilflos.

Tilly zog weinend an seinem Arm. »Bitte bleib! Nur bis Mama wieder da ist! Du bist doch der Grenzhüter!«

»Ich lasse dich nicht im Stich, Tilly.«

»Versprichst du es?«

»Ich verspreche es. Ich komme zurück.«

Sie weinte jetzt. Die Polizisten wechselten einen hilflosen Blick.

Und Mads nahm Bobby auf den Arm und ging.

In seinen Begegnungen versuchte Mads den Hinterbliebenen immer wieder klarzumachen, dass Trauer keine Feindin war, sondern die Tür zu unseren Erinnerungen öffnete. Und dass wir selbst entscheiden konnten, was wir erinnerten und wie wir es erinnerten, denn Erinnerungen waren keine Spiegel, sondern allenfalls Mosaike aus Wahrheit und Verklärung. Ja, und manchmal auch aus Lügen. Aber was sie auch waren, sie holten geliebte Menschen zurück, wenn auch nur für einen Moment. Nicht immer erreichte Mads sein Gegenüber, aber seine Arbeit bestand daraus, Brücken zu bauen.

Doch bisher war keines seiner Gespräche vor Kindern gewesen. Es war, als ob die Hinterbliebenen die Kleinen vor dem Tod schützen wollten. Weit weg, damit er sie nicht sehen konnte. Oder sie ihn. Wie in einer alten Geschichte, die Mads liebte und die er ab und zu zurate zog beim Verfassen seiner Reden: eine arabische Parabel auf den Tod. Sie hieß »Verabredung in Samarra«, und sie ging so:

In Bagdad diente einst ein junger Mann bei einem reichen Kaufmann. Eines Tages begegnete er auf dem Markt dem Tod. Der hob die Hand, als wollte er ihm etwas sagen. Vor Schreck rannte der Diener davon und stürzte zum Haus seines Herrn.

»Herr«, rief er, »ich habe heute den Tod gesehen! Er hat mir ein drohendes Zeichen gegeben. Bitte, leih mir dein schnellstes Pferd, ich will sofort nach Samarra reiten. Dort, in der Ferne, wird er mich nicht finden.«

Der Kaufmann, bewegt von der Angst seines Dieners, gab ihm das Pferd, und der junge Mann jagte in überstürzter Eile davon. Später am Tag begegnete auch der Kaufmann dem Tod auf den Stra-

ßen Bagdads und sprach ihn an: »Warum hast du heute früh meinen Diener bedroht?«

Da erwiderte der Tod: »Ich habe ihn nicht bedroht. Ich war nur überrascht, ihn hier in Bagdad zu treffen – denn ich habe heute Nacht eine Verabredung mit ihm in Samarra.«

Mads hatte so ein Gefühl, dass Tilly diese Geschichte verstehen würde. Vielleicht verstand sie auch, dass sie von nun an allein war. Aber was sie ganz sicher nicht verstehen würde, war, warum ihre Mutter sie zurückgelassen hatte.

Wie erklärte man das einem Kind?

Er hatte damals noch seinen Vater, seine Geschwister gehabt. Sein Haus war sein Zuhause geblieben, sehr viel länger, als er das für möglich gehalten hätte, denn er wohnte ja immer noch mit seinem Vater dort, während seine Geschwister ausgerückt waren und Karriere machten. Seine Schwester Famke als Architektin mit drei Kindern und sein Bruder Krischan als Chefarzt ohne Kinder. Genau genommen hatten sie es kaum erwarten können, von zu Hause auszuziehen, während er, das Nesthäkchen, zurückgeblieben war. Mit einem hyperaktiven Vater, dem ständig neue Marotten und Hobbys zuflogen, die Mads regelmäßig ersticken wollte wie ein Pfadfinder ein aus der Kontrolle geratenes Lagerfeuer.

In Glücksburg bog er in die idyllische Collenburger Straße und hielt vor dem schönen Backsteinbau, an dessen Fassade wilder Wein rankte. Mads wohnte im Obergeschoss, in einer geräumigen Einzimmerwohnung mit eigenem Bad, während sein Vater Fridtjof im Untergeschoss lebte.

Mads trat mit Bobby ein, als Fridtjof ihm bereits im Flur entgegenkam und aufgeregt rief: »Wo warst du denn? Egal, gut, dass du wieder da bist! Ich hatte eine fantastische Eingebung! Willst du sie hören?«

»Nein«, antwortete Mads, dem die euphorischen Ausbrüche seines Vaters grundsätzlich suspekt waren, da sie üblicherweise in Chaos oder Streit endeten. »Ich hatte eine harte Nacht und will nur noch ins Bett!«

Fridtjof klatschte vergnügt in die Hände und rief: »Wunderbar, also pass auf!«

Mads seufzte: Natürlich ließ sich Fridtjof von nichts abbringen.

»Du und ich und Fiete machen doch Musik ...«

Mads nickte. Vor ein paar Monaten hatten sie – natürlich auf Fridtjofs Drängen hin – eine Vater-Sohn-bester-Freund-Kapelle gegründet, die bekannte Songs in Swing-Versionen spielte. Mads sang und spielte Jazzgitarre, Fiete Bass und Fridtjof »Schlagzeug«, was bei ihm bedeutete, dass er vor einer kleinen Marschtrummel saß und den Takt mit einem Jazzbesen strich. Auf diese Art und Weise hatten sie ein winziges Repertoire an Udo-Jürgens-Liedern eingeprobt, weil Fridtjof nichts anderes spielen wollte.

»Spürst du nicht die Erfüllung, wenn wir gemeinsam Musik machen? Das will ich weitergeben!«

»Hä?«

»Ich meine, das Glück nicht nur in Melodien in sich zu tragen, sondern auch in den Pausen zwischen den Tönen!«

Mads kniff die Augen zusammen. »Sag mal, hast du wieder vergessen, deine Pillen zu nehmen?«

»Papperlapapp! Hier geht es um Magie, mein Sohn. Um Freude. Und um unsere Seelen! Wir, du und ich, sind Auserwählte! Ist es da nicht an der Zeit, etwas zurückzugeben?«

»Nein. Und jetzt gehe ich ins Bett!«

»Wie kannst du schlafen? Wie kann irgendwer noch schlafen, wenn er seine Bestimmung gefunden hat?«

»Gute Nacht!«

Fridtjof baute sich vor Mads auf und sagte dann in einem feierlichen Ton: »Ich werde Musikpädagogel!«

Mads starrte seinen Vater an: Der stand im Morgenmantel vor ihm mit flatterndem, schütterem Haar, zertretenen Pantoffeln und hatte Eigelb vom Frühstück auf seinem T-Shirt. Wahrscheinlich nicht mal vom heutigen.

»Meinetwegen«, sagte Mads seufzend, wandte sich ab und stieg

müde die Treppe hinauf. Irgendetwas war immer, und solange Fridtjof nicht auf die Idee kam, eine Rakete zu bauen, wartete Mads darauf, dass er von allein das Interesse an der Sache verlor.

»Und ich habe auch schon Schüler!«, rief Fridtjof ihm nach und erreichte immerhin, dass Mads sich auf der Treppe umdrehte.

»Was soll das heißen?«, fragte er misstrauisch.

»Im Gegensatz zu dir haben andere in mir gleich einen Meister gesehen!«

Mads runzelte die Stirn. »Wer hat was gesehen?«

»Frau Petersen zum Beispiel.«

»Unsere Nachbarin?«, fragte Mads zurück.

»Genau die.«

»Ich warne dich, Papa. Frau Petersen ist eine sehr nette alte Dame, die vor drei Jahren ihren Mann verloren hat.«

»Ach, das weiß ich doch!«, winkte Fridtjof ab. »Sie war traurig, und jetzt wird sie wieder glücklich. Dank der Musik. Und mir natürlich.«

»Du kannst nicht mal Noten lesen!«, rief Mads verärgert.

»Noten! Noten!«, sagte Fridtjof eifrig. »Nichts als verwirrte kleine Kratzfüße hinter Gittern! Musik ist Freiheit! Emotion! Die spürt man im Herzen!«

Mads presste die Lippen aufeinander. Dann fragte er: »Dann gibst du Einzelunterricht?«

»Nein, nein, Frau Weber und Frau Hoffmann sind auch mit von der Partie.«

»Wer soll das sein?«

»Die sind alle im Buchclub von Frau Petersen.«

»Du hast dich in einen Buchclub eingeschlichen?«

»Wieso eingeschlichen?! Ich liebe Literatur!«

»Sagt der, der sogar die Beipackzettel seiner Medikamente wegschmeißt!«, wettete Mads.

»Ist ja auch keine Literatur«, gab Fridtjof zurück. »Jedenfalls, die Damen waren begeistert von mir!«

»Und was willst du ihnen beibringen? Du spielst nicht mal ein Instrument«, sagte Mads sauer.

»Das macht mich frei von Fehlern.« Fridtjof grinste selbstgewiss.

Mads schwieg, es hatte keinen Zweck. In diesem Zustand der Entflammung gab es nichts, was ihn löschen konnte. Er drehte sich wieder um und stapfte die Treppe hoch. »Wehe, du nimmst dafür Geld!«

»Pah!«, rief Fridtjof. »Schnöder Mammon! Weißt du, was passiert, wenn man einem Regenbogen nachläuft?«

»Man findet eine Truhe mit Gold?«

»Man steht irgendwann auf einem Parkplatz vom Lidl. Mir reichen Gottes Lohn und die Anerkennung der Nachwelt.«

»Sehr beruhigend«, sagte Mads grummelnd über die Schulter und trat in den oberen Flur, Bobby huschte an ihm vorbei in die Wohnung. Im Bad warf Mads seine Wäsche in den Korb, wischte das Salzwasser von seinen Schuhen, cremte sie ein, duschte anschließend und fiel dann zu den leisen Klängen von Count Basie in einen tiefen, unruhigen Schlaf.

Und träumte vom Tod.

Er erwachte am Nachmittag nicht nur von lauter Musik, sondern auch, weil Bobby auf sein Kopfkissen gesprungen war und ihn mit ihrer kalten, feuchten Nase ins Gesicht stupste. So stand er auf, zog sich einen neuen Anzug und ein frisches Hemd an, ging nach unten, bat seinen Vater vergeblich, Udo Jürgens auf eine erträgliche Lautstärke zu drehen, und verließ dann mit Bobby das Haus, um im nahen Friedeholzer Forst eine große Runde zu drehen.

Er suchte im Netz nach der Telefonnummer des Jugendamts Schleswig-Flensburg und wählte die Zentrale, wo er Tillys Namen angab und fragte, ob er mit der fallverantwortlichen Mitarbeiterin sprechen könne. Er hing eine Weile in der Warteschleife, bevor ihm gesagt wurde, dass die entsprechende Kollegin nicht im Haus sei. Mads hinterließ seinen Namen und seine Nummer und bat um Rückruf.

Nach einer guten Stunde kehrte er mit einer müden Bobby nach Hause zurück, füllte erst ihren Napf und machte sich dann selbst etwas zu essen. Das Haus war ruhig, Fridtjof vermutlich auf dem Friedhof, um nach Stines Grab zu schauen und im Schatten der Trauerweide, unter der Mads Mutter lag, ein wenig mit ihr zu sprechen, seiner Trauer Raum zu geben.

Er spülte seinen Teller ab und beschloss, nach Røde zu fahren, wo er vor dem Haus mit der Nummer acht parkte und nachdenklich vor dem Gartentor stand. Wieso hatte Anna das getan? Sie lebte in einem schönen Haus, hatte eine kleine Tochter. Warum hatte sie keinen anderen Ausweg mehr gesehen? In einer kleinen Einfahrt links vom Haus stand ein Kompakcamper. Mads spähte durch ein Fenster an der Seite und konnte durch einen Spalt im Vorhang hinter den Sitzen sehen, dass es hinter der Fahrerkabine ein aufklappbares Bett

und an der Längsseite eine kleine Küche gab. Alles ordentlich und aufgeräumt.

Er verließ die Einfahrt und ging ein Haus weiter, um dort zu klingeln. Eine Frau mit Schürze, vielleicht gerade damit beschäftigt, Essen vorzubereiten, öffnete ihm und wischte sich die Hände an der Schürze ab.

»Guten Tag, ich heiße Mads Madsen. Es mag Ihnen etwas ungewöhnlich vorkommen, aber darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Ja?«

»Es geht um Ihre Nachbarin. Frau Schmidt.«

Die Frau nickte – immer noch zurückhaltend, weil sie nicht wusste, wohin dieses Gespräch führte. Mads erklärte ihr, was passiert war, ohne sich in Details zu verlieren. »Aber ... das kann doch nicht sein!«, rief sie erschrocken, um dann besorgt zu fragen: »Wer zieht da jetzt ein?«

Mads runzelte irritiert die Stirn. »Wer da einzieht?«

»Sind Sie von der Polizei? Sie sehen nicht aus, als wären Sie von der Polizei.«

Ihr Blick wanderte über Mads' Dreiteiler, der ihn wie einen eleganten Musiker aus den Dreißigerjahren aussehen ließ. Erst recht, wenn man seine zweifarbigen Budapester dazunahm.

»Ich bin Trauerredner«, antwortete Mads.

Das sorgte meistens für Überraschung. Menschen beschäftigten sich erst mit dem Tod, wenn sie es mussten. Erst dann machten sie sich Gedanken darüber, wer an einen erinnern könnte.

»Ah, dann schreiben Sie eine Rede über Frau Schmidt«, stellte sie fest.

Mads wollte nicht lügen, also kommentierte er es nicht und beließ es dabei. Das machte weitere Fragen leichter und schürte kein Misstrauen.

»Ich würde gerne etwas mehr über Ihre Nachbarin erfahren. Ich sehe beispielsweise einen kleinen Camper in ihrer Einfahrt. Ist sie viel verweist?«

Die Frau zuckte mit den Schultern. »Ehrlich gesagt habe ich nie gesehen, dass sie mit der Kleinen mal in den Urlaub gefahren ist.«

»Wie lange wohnte sie denn schon hier?«, fragte Mads.

»Hm, sieben Monate? Nein, warten Sie, acht! Sie ist im November letzten Jahres eingezogen.«

Mads nickte. Es war Mitte Juli.

»Und hatten Sie viel Kontakt zu ihr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, Frau Schmidt lebte sehr zurückgezogen. Ich meine, sie war sehr nett, hat immer begrüßt und so. Aber das wars.«

»Hatte sie Freunde? Besuch?«, fragte Mads.

Wieder ein Kopfschütteln. »Nicht, dass ich wüsste ...«

Sie biss sich ein wenig verlegen auf die Unterlippe.

»Ja?«, fragte Mads.

»Vielleicht hat sie sich ja versteckt!«, flüsterte sie.

Mads runzelte die Stirn. »Versteckt? Vor wem?«

»Na, vor dem Kindsvater zum Beispiel. Solche Dinge hört man ja immer wieder.«

»Aber der war in den letzten Wochen nicht hier, oder?«

»Ich habe nichts gesehen ...« Dann richtete sie sich auf. »Ist ja nicht so, als würde ich hier den ganzen Tag am Fenster lauern und warten, bis bei Frau Schmidt etwas passiert!«

Auch das kannte Mads aus diversen Trauergesprächen. Manchmal kam man an einen Punkt, da fühlte sich der Befragte bloßgestellt. Die Sorge, was man über ihn denken könnte, wehte wie eine Böe herein und die Trauer heraus.

»Jede Kleinigkeit hilft«, antwortete Mads beschwichtigend. »Es ist schwer, an jemanden zu erinnern, wenn man wenig über die Person weiß.«

Sie nickte.

»Wissen Sie, ob Frau Schmidt gearbeitet hat?«

Sie nickte: »Im Diakonissenkrankenhaus in Flensburg.«

»Als Schwester?«

Sie zuckte mit den Schultern.

Mads nickte langsam und drehte sich zum Gehen. »Danke.«

»Wann ist denn die Beerdigung?«, rief sie ihm nach.

Mads wandte sich noch einmal um und sagte: »Das weiß ich noch nicht. Vielleicht nächste Woche.«

»Da sind wir im Urlaub«, antwortete die Frau schnell und schloss die Tür.

Er parkte unweit des Flensburger Hafens und ging die kurze Strecke zum Diakonissenkrankenhaus zu Fuß. Er hatte sich bereits telefonisch durch die Verwaltung gearbeitet, bis er an eine herrische Dame geraten war, die ihm unmissverständlich klargemacht hatte, dass er nach siebzehn Uhr niemanden mehr antreffen würde. Daher blieben ihm noch fünfzehn Minuten, um die Fahrt nicht umsonst gemacht zu haben.

So eilte er dem Haupteingang des roten Backsteinbaus entgegen, der sich unter sechs gemauerten Pfeilern verbarg. An der Information fragte er nach Frau Stefanie Hansen und wurde in den Verwaltungstrakt des Klinikums vorgelassen. Dort lief er an unzähligen Büros vorbei, bis er das richtige fand. Er klopfte an die Tür und trat ein. Frau Hansen räumte gerade ihren Schreibtisch und sah demonstrativ auf ihre Uhr. Noch bevor Mads sich vorstellen konnte, sagte sie: »Sie haben fünf Minuten. Wenn das eine längere Geschichte sein sollte, dann kommen Sie morgen wieder, ab acht Uhr.«

Mads schwieg einen Moment und sagte dann kalt: »Frau Schmidt ist tot.«

Ein Satz wie ein Peitschenhieb. Er war es leid, dass sich niemand für Anna Schmidt interessierte. Am Telefon hatte er nur angekündigt, dass seine Angelegenheit persönlich besprochen werden musste. Jetzt sah er, wie Frau Hansens Gesicht rot anlief, ihr Blick niedergeschlagen.

»W-was ist ...«, begann sie stotternd.

Mads erklärte auch ihr ohne viele Details, was geschehen war, und fügte hinzu, dass er Anna Schmidts Trauerrede schreiben würde. Ein spontaner Entschluss. Aber er würde es tun.

Frau Hansen bot ihm mit einer Handbewegung einen Platz an, die Eile, nach Hause zu kommen, schien vergessen.

Mads fragte nach dem Menschen Anna Schmidt, und er musste recht schnell feststellen: Sie konnte nichts beitragen. Nicht einmal, ob sie Kontakt zu ihren Eltern hatte oder zum Vater von Tilly oder zu sonst irgendjemandem. Anna hatte nie über Persönliches gesprochen.

»Was genau war ihre Anstellung?«

»Sie war Patientenassistentin.«

»Und das bedeutet?«

»Patientenassistenten haben keine medizinischen oder pflegerischen Aufgaben. Sie sind eher so etwas wie ein Bindeglied zwischen Patienten, medizinischem Personal und der Verwaltung. Also viel Organisation und Bürokratie, aber auch Begleitung zu verschiedenen Untersuchungen, Ansprechpartner für Fragen. Assistenten sind überall dabei und halten vor allem Ärzten und Pflegepersonal den Rücken frei.«

Mads nickte. »Und war sie eine geschätzte Kollegin?«

»Ich ...« Sie schüttelte den Kopf und murmelte: »Ich kann dazu nichts sagen. Man soll ja nichts Schlechtes sagen über ... Sie wissen schon.«

»Sehen Sie«, begann Mads ruhig, »Trauerredner beschreiben den *ganzen* Menschen. Aber wir urteilen nicht.«

Sie rang etwas mit sich. »Nun, sie hatte ihre fachlichen Schwierigkeiten. Doch sie war auch gewissenhaft und klug. Es hat mich nur gewundert, weil sie eigentlich sehr gute Zeugnisse hatte.«

»Als Assistentin?«

Frau Hansen nickte. »Auch das Jobcenter war voll des Lobes.« Dann hellte sich ihre Miene auf, glücklich darüber, dass ihr doch etwas Nettes eingefallen war. »Mit den Patienten war sie super – hab ich jedenfalls gehört.«

»Gibt es jemanden, der mir mehr darüber sagen könnte?«, fragte Mads.

»Ja, es gibt eine Patientin, zu der Frau Schmidt offenbar eine besondere Verbindung hatte: Hedwig Onnen. Genannt Hettie. Sie sprach oft von ihr.«

»Wo finde ich Frau Onnen?«

»In der Orthopädie. Fragen Sie die Stationsschwester, Marion. Ich kündige Sie an.«

Mads bedankte sich, stand auf, kehrte zur Information zurück und ließ sich den Weg zur Orthopädie beschreiben. Dort fand er eine freundliche Schwester, die nicht Marion hieß, aber Frau Hansens Anruf entgegengenommen hatte. Sie nannte ihm die Zimmernummer von Hettie Onnen und zeigte den Flur hinunter. Er klopfte, trat ein und fand Hettie allein im Zimmer vor, im Bett liegend, den Blick auf das Fenster gerichtet.

»Frau Onnen?«, fragte Mads.

Sie rührte sich nicht und sah weiter aus dem Fenster. Außer einem blauen Himmel und trostlosen Nachbargebäuden gab es dort allerdings nichts zu entdecken. Mads trat an ihr Bett und versuchte es noch einmal. »Frau Onnen?«

Sie beachtete ihn immer noch nicht, also stellte Mads sich in ihr Blickfeld. Er war überrascht, welch himmelblaue Augen sie hatte.

»Ich heiße Mads Madsen«, stellte er sich vor. »Ich würde gerne mit Ihnen sprechen.«

Sie lächelte. Aber sie blickte durch ihn hindurch. Wie jemand, der ein starkes Medikament eingenommen hatte und die Welt teilnahmslos durch einen Schleier betrachtete.

Die Zimmertür öffnete sich, die Schwester von vorhin trat ein.

»Hallo, Hettie! Wie geht es uns denn heute?«

Hettie antwortete nicht, dafür aber Mads: »Was ist mit ihr?«

Die Schwester trat ans Bett. »Sie ist gestürzt. Oberschenkelhalsbruch. Leider nicht ganz unkompliziert, besonders in ihrem Alter.«

Mads nickte. Der Klassiker.

»Bekommt sie starke Schmerzmittel?«

Die Schwester schüttelte den Kopf. »Nein, sie hat die OP körper-

lich gut überstanden ...« Sie zögerte. »Aber sie hat die Narkose nicht vertragen.«

Mads nickte langsam und wartete darauf, dass die Schwester weitersprach.

»Sie hatte bereits vorher Anzeichen von Demenz und nach der OP dann ein postoperatives Delir. Normalerweise erholen sich Patienten davon, aber bei Vorbelastung kann das Delir wie ein Brandbeschleuniger wirken.«

»Wie lange ist die OP her?«, fragte Mads.

»Zwei Wochen. Sobald es der Oberschenkel zulässt, versuchen wir es mit Reha. Aber ...«

Sie ließ den Satz unvollendet, vielleicht aus Rücksicht auf Hettie. Aber Mads verstand es auch so: Wahrscheinlich würde sie so schnell nicht wieder auf die Beine kommen. Wenn überhaupt.

»Ich hatte gehofft, sie könnte mir etwas über Anna Schmidt erzählen«, erklärte Mads und blickte wieder zu Hettie.

»Anna ist oft bei ihr. Sie kümmert sich so liebevoll um sie.«

»Kannten Sie Frau Schmidt?«

Sie sah ihn plötzlich irritiert an. »Kannten?«

Mads erzählte es ihr in kurzen Worten – die Schwester war sichtlich getroffen, zückte ein Taschentuch und wischte sich damit die Tränen aus dem Gesicht. Dann schnäuzte sie sich und sagte: »Als ob ich es geahnt hätte ...«

»Wie meinen Sie das?«

»Anna wirkte so traurig. Blass und traurig. Wie durchsichtig. Ich meine, sie war trotzdem immer freundlich, aber ich hab es gespürt.«

»Eine Depression?«, fragte Mads.

»Vielleicht. Sie hat nicht drüber geredet. Aber irgendwas war los.«

»Hatte sie zu anderen engeren Kontakt? Hat sie mal einen Freund erwähnt oder eine Freundin?«

Die Schwester zuckte mit den Schultern. »Daran kann ich mich nicht erinnern. Nur mit Hettie hatte sie immer eine gute Zeit, stimmt, Hettie?«

Mads blickte zu der älteren Dame. Es schien, als hätte sie genau verstanden, worüber er mit der Schwester gesprochen hatte. Und tatsächlich hob sie die Hand und winkte ihn mit zitternden Fingern zu sich heran.

Mads beugte sich vor und hörte sie mit brüchiger Stimme flüstern: »Wo Engel gold'ne Namen tragen ...«

Sie blickte ihn eindringlich an. Als ob das, was sie mit ihm geteilt hatte, von großer Wichtigkeit wäre. Dann aber war es, als fiel sie zurück in den Nebel, aus dem sie sich für einen Moment hatte befreien können.

Sie wandte ihren Kopf wieder dem Fenster zu und starrte hinaus.

Dass Menschen in der endlosen Nacht einer Depression die Orientierung verloren, weil die eigene Welt zu einem schwarzen Loch zusammengepresst worden war, kannte Mads auch von anderen Fällen. Wenn er Trauernden gegenüber saß, die nicht verstehen konnten, wieso ihr geliebter Mensch sich für das Sterben entschieden hatte. Wieso er nichts gesagt hatte, niemanden an sich herangelassen hatte, nichts dagegen unternommen hatte. Sie fühlten sich überfordert und in vielen Fällen auch schuldig.

Was ihn aber irritierte, war, dass Anna Schmidt bis auf Tilly vollkommen allein gewesen war. Sie und ihre Tochter waren geradezu abgetrennt von der Welt, die sie umgeben hatte.

Mads saß am Hafen und blickte dort auf das bunte Treiben. Es war Hochsaison, die Cafés waren voll, auf dem Wasser schipperten Segelboote. Die *Alexandra*, ein über hundert Jahre alter Dampfer, stieß einen langen, lauten Ton aus, während der Kamin schwarzen Rauch in die Luft pustete. Touristen liebten die Fahrten über die Förde – sie eilten an Bord in freudiger Erwartung.

Er nahm sein Smartphone in die Hand und fragte das Netz nach dem Beruf der Patientenassistentin. Dort las er das, was Frau Hansen ihm schon erklärt hatte, aber er suchte nach etwas anderem und fand es auch. Es war, wie er schon angenommen hatte, kein gut bezahlter Job. Durchschnittlich um die 2800 Euro brutto. Und dennoch konnte Anna davon ein ganzes Haus mieten. Dazu fuhr sie einen dieser kleinen Camper, die selbst gebraucht nicht billig zu kriegen waren.

Wie konnte sie sich das leisten? Hatte sie andere Einnahmen? Geerbt? Zahlte der Kindsvater Alimente, obwohl er, wie es aussah, keinen Kontakt zu seiner Tochter hatte? Oder hatte sie schlicht und ergrei-

fend über ihre Verhältnisse gelebt? War das der Grund für ihre Depression gewesen? Das Gefühl, nicht zu genügen? Überforderung?

Sein Handy klingelte: Fiete. Er habe einen neuen Auftrag für ihn, nannte ihm den Namen einer Frau und diktierte ihre Telefonnummer. Eine Trauerrede wurde gewünscht, und Mads versprach, die Dame anzurufen. Dann stand er auf, ging zu seinem Auto zurück und machte einen kleinen Umweg über den Alten Friedhof.

Hier war es friedlich, schwacher Wind ließ das Grün in den Bäumen rascheln. In den Fünfzigerjahren wurde der Friedhof aufgelassen, was bedeutete, dass keine Gräber mehr dazugekommen waren. So war der Friedhof eine Mischung aus Park und historischem Gottesacker, in dem besonders der Idstedt-Löwe und der Grabhügel, umrandet von einundfünfzig Marmortafeln, eine Sehenswürdigkeit waren.

Genau dort hatte Mads plötzlich das Gefühl, verfolgt zu werden.

Im Gewusel eines Hafens fiel der Einzelne nicht auf, die stille Erhabenheit eines Friedhofs jedoch stellte jede hektische Bewegung sofort heraus. Zwischen Touristen, die entweder fotografierten, flaniereten oder Inschriften lasen, war es auffällig, wenn einer zwei hastige Schritte tat, als Mads sich ohne Absichten zu ihm umdrehte.

Jetzt stand er hinter dem Grabhügel, sodass Marmor, Bäume und Büsche zwischen ihnen waren. Mads fragte sich, warum dieser Mann so schnell aus seinem Blickfeld getreten war, bis ihm bewusst wurde, dass er den Mann schon am Hafen flüchtig wahrgenommen hatte. Er erinnerte sich an ihn. An sein helles Polohemd und die blauen Sneaker.

Neugierig begann Mads, den Hügel zu umrunden, aber keine Spur von dem Mann. Er versuchte, sich an sein Gesicht zu erinnern, aber es gelang ihm nicht. Mads beschleunigte, umrundete den Hügel, aber da war niemand mehr. Der Mann war verschwunden.

Verwundert sah er um sich: Wo war er hin?

Einen Moment hielt er inne, dann wandte er sich kopfschüttelnd dem Ausgang zu. Sicher hatte er sich geirrt.

Aber das hatte er nicht.